

Predigt über Jesaja 9, 1 - 6

*(Gehalten von Pfarrer Martin Vogt in der Christvesper am 24.12.2024
in der Lukaskirche in Sundern.)*

Liebe Gemeinde!

Eine Gruppe von Menschen wandert durch die Nacht. Es ist ganz dunkel. Um nicht zu sagen: Stockfinster. Man sieht die Hand vor Augen nicht. Und die Menschen haben Angst. Weil sie fürchten, sie könnten vielleicht nicht mehr auf dem richtigen Weg sein. Wer weiß denn schon so wirklich, wo es hingehet? Wie es weitergehen soll - mit uns und mit allem hier?

Aber mitten in diese Finsternis, in die Angst und in die Fragen hinein geht die Sonne auf. Zunächst sieht man nur einen leichten, roten Schimmer. Aber dann wird es zunehmend heller. Allmählich färbt sich der ganze Himmel rot. Und dann schiebt sich die Sonne hinter dem Horizont hervor. Wird immer größer und scheint immer stärker, bis die Menschen schließlich die Augen abwenden müssen, weil sie geblendet sind von diesem großen Licht und weil es auf einmal über ihnen ganz hell scheint, wo eben noch Finsternis war.

Wer so einen Sonnenaufgang erlebt hat, der denkt lange daran zurück. Wie Sie wissen, bin ich in Sundern unbedingt nicht als Frühaufsteher verschrien. Aber trotz dieser nicht zu leugnenden Abneigung gegen die frühe Morgenstunde kann ich mich gut an einige Sonnenaufgänge erinnern, die ich erlebt habe. Von daher weiß ich aus eigener Erfahrung: Dieser Wechsel von Finsternis zum Licht kann einen wirklich beeindrucken. Ein solcher Anblick stimmt die Menschen fröhlich, erfüllt selbst denjenigen mit Optimismus, der „zur Nacht geweinet“ hat, wie wir es eben gesungen haben. Der also niedergeschlagen war, der die Finsternis gespürt hat. Vielleicht sogar weniger die draußen in der Nacht als die Finsternis in seinem Herzen und in seinem Leben.

Kein Wunder also, dass der Prophet Jesaja dieses Bild vom großen, hellen Licht benutzt, um die Menschen anzusprechen, die niedergedrückt sind. Tatsächlich waren in jener Zeit viele im Volk Israel besorgt und niedergeschlagen. Dafür gab es auch eine Menge guter Gründe und die meisten davon waren ziemlich frustrierend: Die politisch Verantwortlichen hatten sich heillos zerstritten. Der Staat war schwach und die soziale Ungerechtigkeit nahm immer mehr zu. Die Menschen hatten Angst vor der Zukunft und kein Vertrauen zu Gott. Wobei das eine durchaus etwas mit dem anderen zu tun haben kann.

Das ist die Situation, in die hinein der Prophet Jesaja spricht. Allerdings verbreitet er keinen grundlosen Optimismus, damit die Leute Ruhe geben und sich auf später vertrösten lassen. Er ist kein Politiker von der Sorte, die nur bis zum nächsten Wahltermin denken kann. Er ist auch kein Schönredner und kein Phrasendrescher. Jesaja ist ein Mann Gottes. Und redet er von dem, was Gott tut. Wobei dieses Tun ziemlich überraschende Wirkungen hat: „Du weckst lauten Jubel, du machst groß die Freude. Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freut in der Ernte, wie man fröhlich ist, wenn Beute ausgeteilt wird“ (V. 2).

Freude, Fröhlichkeit und lauter Jubel. Das ist nun echt nicht das, was die Leute erwartet haben, als dieser Prophet angefangen hat zu sprechen. Die allgemeine Situation ist auch gar nicht dazu angetan, sich zu freuen oder zu jubeln. Die Stimmung ist total im Keller und großartig zu verteilen gibt es schon gleich gar nichts. Jedenfalls nicht für die „normalen“ Menschen wie Sie und mich.

Jesaja weiß natürlich, wie es bei den Leuten aussieht. Und trotzdem ist die Freude, die er verkündet, nicht grundlos. Denn er schickt ihr folgende Verheißung voraus: Das Volk,

das eben noch im Finsternen wandelte, sieht nun ein großes, helles Licht. Und ich mein', das ist natürlich klar: Wenn ein Licht durch die Finsternis bricht, wenn also zum Beispiel eine Gruppe von Menschen einen Sonnenaufgang beobachtet und sich davon anstecken lässt, dann verändert sich die Stimmung schlagartig. Dann freuen sich die Menschen an dem, was sie sehen. Und sie teilen diese Freude miteinander, weisen sich gegenseitig auf die Schönheiten hin, die sich da vor ihren Augen abspielen und auftun. Die Menschen stoßen einander an, deuten auf den Horizont und sagen: „Guck mal - watt schön!“ Sie freuen sich, wie wenn sie reich beschenkt worden sind, wie wenn sie Glück hatten und dieses Glück nun genießen können. So geht es den Menschen in Israel, als sie sehen, was Gott für sie tut. „Denn du, Herr, hast das drückende Joch der Menschen zerbrochen, die Jochstange auf ihrer Schulter und den Stecken ihres Treibers wie am Tage Midians“ (V. 3).

An dieser Stelle wird deutlich: Das Glück, das die Menschen empfinden, ist mehr als nur ein schöner Moment. Denn wenn Jesaja von dem Joch spricht, das auf den Schultern der Menschen liegt, dann meint er das, was die Menschen belastet. Was sie niederdrückt, was ihnen die Lebensfreude nimmt und sie resignieren lässt. „Hat ja sowieso alles keinen Zweck.“ Aber weil es ja doch immer weitergehen muss, sind die Menschen getrieben worden. Immer weiter ins Ungewisse. Wie eine Schafherde getrieben wird von ihrem Hirten und nicht weiß, wohin es gehen soll.

Allerdings - diesmal ist es kein guter Hirte, wie sonst häufig in der Bibel. Keiner, der die Schafe treibt, weil er für sie sorgen will, weil er weiß, wo es genug zu essen und zu trinken gibt oder wo sie in Sicherheit sind. Nein, hier ist es ein Antreiber, dem seine Schafe egal sind, der nur möglichst viel aus ihnen herausholen will, der sie vorwärts treibt, damit sie noch schneller laufen. Und wenn sie nicht mehr können oder wenn die Wolle nicht mehr reicht, die sie geben – mit einem Wort: wenn die Leistung nicht mehr stimmt, dann werden sie ausgestoßen, an den Rand gedrängt, sich selbst überlassen.

Das ist eine beklemmende Situation für die Schafe. Aber es ist eine Beschreibung, in der sich viele Menschen damals wiederfanden und in der sich viele noch heute wiederfinden können. Weil sie genau das erleben: Angetrieben zu werden, immer weiter, immer schneller, immer mehr. Solange, bis es nicht mehr geht.

„Doch nun“, sagt der Prophet, „ist das Joch zerbrochen.“ Das Angetriebenwerden hat ein Ende. Denn die Macht des Antreibers ist besiegt. Die Menschen sind frei. „Denn jeder Stiefel, der mit Gedröhn daher geht, und jeder Mantel, der durch Blut geschleift wurde, wird verbrannt und vom Feuer verzehrt“ (V. 4).

Noch einmal ein mächtiges Bild. Das, was zur Unterdrückung von Menschen dient, das, was für Gewalt steht, wird verbrannt und ist damit weg. Es gibt dann keine Stiefel mehr, deren Dröhnen auf dem Pflaster Angst und Schrecken auslöst. Es wird also keine Soldatenstiefel mehr geben, die Krieg und Tod bringen. Keine Stiefel von gewaltbereiten Schlägern. Und keine leichten Laufschuhe von Terroristen, die einen Anschlag planen und durchführen.

Es wird aber auch keine edel geformten Schuhe mehr geben von Menschen, die in der Wirtschaft über Leichen gehen. Die Tausende entlassen, um ihre Gewinne zu erhöhen, und die Abertausende ausbeuten, um ihre Renditen und Dividenden zu finanzieren. Auch die Mäntel der feinen Herren, die sich die Hände nicht schmutzig machen und doch das Blut nicht loswerden, das an ihnen klebt, auch diese Mäntel von Joop und Armani und allen Edelmarken werden verbrannt wie Müll. Und ich glaube, manch einer wird sich sogar befreit fühlen, wenn sein Mantel, seine Stiefel und Schuhe verbrannt sind. Weil er dann nicht

mehr verpflichtet ist, das zu tun, was ihm sein Gewissen verbietet. Auch diese Menschen sind dann von einem Joch frei geworden, das sie unterdrückt hat und sie ihrerseits zu Unterdrückern werden ließ.

Wenn wir nun diese Worte des Propheten Jesaja heute hören, wenn wir uns vor unserem geistigen Auge vorstellen, was er beschreibt - wie reagieren wir dann?

Ich denke, es geht uns heute kaum anders als den Menschen in Israel damals. Denn die meisten von uns werden das erst mal hören und denken: „Das geht doch überhaupt nicht. Das ist völlig utopisch und weltfremd.“ So eine Reaktion ist erst mal ganz naheliegend. Wir wissen, wie es in der Welt zugeht. Wir wissen, dass es in unserem Wirtschaftssystem keine Rücksicht auf Verluste gibt. Und dass, anders als bei Jesaja vorhergesagt, immer noch Mäntel mit Blut bespritzt werden - das haben wir gerade erst an den schrecklichen Bildern aus Magdeburg gesehen.

Wenn wir also angesichts unserer Erfahrungen und angesichts der aktuellen Nachrichten der Vision des Jesaja zurückhaltend begegnen, ist das nur nachvollziehbar. Überhaupt ist Skepsis nichts Schlimmes. Vorsicht schon gar nicht. Schlimm ist: Resignation. Schlimm ist, wenn wir die Haltung einnehmen: Es ändert sich sowieso nichts. Oder, noch negativer: Es wird alles immer schlechter, schlimmer und übler. Also konkret: Unser Wohlstand geht den Bach 'runter. Die Wirtschaft bricht zusammen. Die Kinder werden immer dümmer. Die Preise steigen. Und Weihnachten ist auch nicht mehr schön! Selbst hier in der Lukaskirche. Früher war doch mehr Lametta oder etwa nicht? Nein? Egal!

Die Schlussfolgerung aus dieser um sich greifenden Unzufriedenheit lautet dann in geradezu unvermeidlicher Weise: Es wird immer weiter abwärts gehen! Genauso, wie es die großen Populisten unserer Tage uns androhen. Gerade damit wollen sie uns ja Angst machen! Mit der Behauptung: Wir werden immer weiter abrutschen! Der Sozialstaat, die Gesellschaft, der Euro, die Wirtschaft, die Werte - alles wird zusammenbrechen. Die Kirche sowieso. Braucht man fast gar nicht mehr zu erwähnen.

Und genau das ist der Punkt, wo der Prophet Jesaja widerspricht. Er gibt den Menschen damals wie heute keine leeren Versprechungen. Aber den Menschen Angst einzujagen - das kommt ihm erst recht nicht in den Sinn. Stattdessen will Jesaja Hoffnung machen. Dass mehr möglich ist als das, was wir erwarten und uns vorstellen können. „Denn uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ruht auf seiner Schulter; und er heißt Wunder-Rat, Gott-Held, Ewig-Vater, Friede-Fürst“ (V. 5).

Das ist die Botschaft von Weihnachten. An Weihnachten wird nämlich zweierlei deutlich. Erstens: Es muss nicht alles so bleiben, wie es ist. Vor allem das, was schlecht ist, muss nicht so bleiben wie bisher. Aber - und das ist das zweite - die entscheidenden Veränderungen kommen nicht allein durch Menschen. Wenn wir ausschließlich auf eigene Faust versuchen, unser Leben in den Griff zu bekommen, dazu noch die sozialen Probleme, die Gesellschaft, die Sicherheit, die Werte und unsere Wirtschaft, dann werden wir weiter 'rumkriechen und an den bestehenden Systemen herummurksen, ohne dass sich entscheidend was ändert. Wenn wir unser eigenes Leben und die Probleme in unserem Land nicht in den Griff kriegen, dann könnte das daran liegen, dass wir lediglich auf unsere eigene Kraft und Weisheit und Voraussicht vertrauen.

Die ist zwar wichtig. Und notwendig für Veränderungen. Aber ich bin sicher, es würde uns helfen, unsere Hoffnung nicht darüber hinaus auch auf Gott zu setzen. Denn Gott hat das Leben auf dieser Erde geschaffen. Da wird er wohl auch die Möglichkeit haben, es zu

erhalten. Uns dafür auf den richtigen Weg zu bringen. Und uns die Kraft und das Rüstzeug zu geben, das wir für diesen Weg nötig haben.

Dass Gott das Leben auf der Erde erhalten will, weil ihm dieses Leben wichtig ist - sowohl das allgemeine Leben der Menschheit, wie auch unser kleines, persönliches Leben -, das wird an Weihnachten deutlich. An der Geburt eines Kindes, das - äußerlich ganz normal - knapp 50 cm groß ist, dazu vielleicht 3 Kilo schwer. Es macht die Windeln voll und versetzt seine nähere Umgebung abwechselnd in Verzückung oder an den Rand eines Nervenzusammenbruchs. Es sorgt bei den Eltern für wenig Schlaf und manchmal für ein gewisses Maß an Überforderung - ein kleines Kind eben.

Aber dieses kleine Kind ist auch ein Zeichen neuen Lebens. Mehr noch als jedes andere Kind. Dieses Kind, dessen Geburt wir an Weihnachten feiern, ist ein Zeichen dafür, dass das Leben auf dieser Erde möglich ist. Damals, zur Zeit des Propheten Jesaja in Israel, und heute, im Dezember 2024, hier in Sundern und in Deutschland.

Deshalb bricht Weihnachten in unser normales Leben, in unseren grauen Alltag hinein und bringt alles durcheinander. So dass das Antreiben und das „Immer weiter, immer schneller, immer mehr“ wenigstens mal für ein paar Tage unterbrochen wird. Und sogar Leute Zeit finden, in die Kirche zu gehen, die das sonst das ganze Jahr nicht tun.

Dafür ist Weihnachten gut, dass wir erkennen: Das Leben ist möglich. Und zwar anders, als wir es im Alltag erleben. Und erst recht anders, als es uns auf YouTube oder den angeblich sozialen Medien dargestellt wird. An Weihnachten wird deutlich: Das Leben kann neu beginnen. Nicht weil wir Menschen es neu machen würden. Sondern weil Gott es uns neu schenkt. Weil Gott Veränderungen im Leben möglich macht, von denen wir nicht einmal zu träumen wagen.

Wegen dieser Botschaft ist Weihnachten immer noch wichtig. Diese Botschaft ist auch nicht totzukriegen, seit 2.000 Jahren. Und wenn wir uns auf diese Botschaft einlassen, können wir bemerken, wie sie wirkt. In dieser Welt, in den Menschen und vor allem in uns selbst. Manchmal wirkt sie langsam, diese Botschaft. So behutsam wie in der Dunkelheit der ersten Schimmer des Sonnenaufgangs aufgeht. Und manchmal brechen diese Veränderungen auch auf wie ein großes helles Licht. Unübersehbar für alle, die nicht die Augen verschließen vor der Tatsache, dass Gott in unserem Leben wirkt.

Ein solches helles Licht, eine solche große Veränderung hat der Prophet Jesaja vorausgesehen. Und bis heute feiern wir an Weihnachten die Tatsache, dass dieses große Licht Gottes in Jesus Christus erschienen ist. Dieses Licht reicht so dermaßen weit, dass es uns heute, im Dezember 2024 in Sundern erreicht. Das Licht Gottes, das hell scheint über denen, die im finsternen Land wohnen. Das Licht, das die Dunkelheit vertreibt - in uns und um uns herum. Und das uns in einem neuen Licht da stehen lässt. Im Licht der Liebe, des Lebens und der Gnade.

Amen.